

Ne frequentia saecularium quietem monachorum perturbet, hebdomadarius missae maioris extra divini officii et refectionis tempus exteriorem [F. 323'] claustrum portam continuo observabit neminem introducendo absque scitu et licentia superioris claustralis, ac ut exspectantes habeant quo se occupent, curabitur, ut aliquae imagines vel tabulae chronographicae iuxta portam huiusmodi habeantur.

Nullus sub inobedientiae poena audeat convenire provinciae vicarium sine proprii abbatis licentia nec patrem immediatum nec aliquem ex quatuor primis seu etiam RR. Dominum *Cistercii* sine ipsius vicarii [licentia] in scriptis obtenta.

Translati ob infamiae crimen durante inhabilitate ad nulla prorsus officia admittantur sub intrusionis poena.

Districte prohibetur universis abbatibus et abbatissis electis, ne ante confirmationem suarum electionum a suis patribus immediatis vel RR. D. *Cisterciensi* obtentam¹⁾ administrationi spirituali sese quoquo modo immisceant neve novitios aut novitias ad habitum vel professionem admittant neque benedictionem abbatialem accipiant.

(Continuatio in fasc. seq.)

† P. Leo Fischer, O. S. B.

Eine Blume aus dem Klostergarten.

Biographisch-literarische Studie von J. Böllenrücher (Sarnen).

(Schluss zu Heft II. 1897, S. 304—313.)

Ein wohlwollender Kritiker forderte einst unsern Dichter zur strophischen Bearbeitung irgend eines grössern epischen Stoffes auf. P. Leo hat es nicht gethan, aus Furcht, wie er selbst gestand, es möchte eine solche Arbeit ihm nicht aus einem Gusse gelingen. Er betrachtete die poetische Thätigkeit nur als Nebenbeschäftigung, so pour passer le temps, wie man zu sagen pflegt. Fuhr ihm ein verwertbarer Gedanke durch den Kopf, so suchte er sich denselben im Geiste zurecht zu legen, mochten auch Monate und Jahre darüber vergehen. Manche Idee ward aufgegeben oder vergessen; aber sie tauchte wieder auf, und sobald der Dichter sich über die Form klar geworden, begann die Ausarbeitung, was oft kaum eine halbe Stunde in Anspruch nahm. Wir glauben jedoch, Leo Fischer würde sich später an ein Epos im Stile von „Dreizehnlinden“ oder „Bertran Gomez“ gewagt haben. Zu einem solchen Werke dürfte vielleicht die den Schluss von „Wanderers Weisen“ bildende poetische Novelle „drei Hiebe“ ein Uebergang gewesen sein, nach welchem zu schliessen Leo Fischer auch als Epiker sich einen Namen verschafft hätte.

¹⁾ obtenta.

In reimlosen fünffüssigen Trochäen erzählt dort der Eremit Johannes die Geschichte seiner Schuld und Busse.

An dem Fuss des Penegal zu Kaltern
Lag die schöne Hofstatt meines Vaters,
Wo ich aufwuchs als ein frischer Bursche,
Unternehmend, aber stolz und heftig.
Wenn ich Heerden auf die Weide austrieb,
Liebte ich's, in Lehm und Holz zu schnitzen,
Doch erwünschter wäre mir schon damals
Stein gewesen, edler roter Marmor.

Die erste Anerkennung seiner Kunstfertigkeit findet er bei Anna, dem Töchterlein des Nachbars. Zwischen beiden keimt allmählich innige Liebe empor, und der Jüngling, der um Steinmetz zu werden, in die Fremde wandert, fragt die Geliebte, ob er ihr bei seiner Wiederkehr ein Ringlein mitbringen dürfe.

»O Johannes!« rief sie, und ihr Köpfchen
Schmiegte sich an mich. Um vieles härter
Ward mir jetzt der Abschied von der Heimat.

Wie er jedoch nach fünf Jahren als Meister seiner Kunst heimkehrt, findet er Anna als Gemahlin Kurt's von Bohemund. Drei Jahre lange hatte sie auf seine Rückkehr gewartet; aber er kam nicht und auf ihrer Eltern Drängen nahm sie des Ritters Werbung an. Bei einer zufälligen, harmlosen Begegnung mit der nunmehrigen Burgfrau werden die beiden vom jähzornigen Kurt überrascht; mit einer Schmähung gegen seine Gattin, die „Pächtersdirne“ lässt dieser die Gerte in's Antlitz des Steinmetzen sausen, welcher seinerseits mit einem tödtlichen Meisselhieb auf die Schläfe des Gegners antwortet.

Nicht der Streich war's, den er nach mir führte,
Was im Jähzorn meine Hand bewaffnet;
Nein, es war die Schmähung gegen Anna.

Reue und Furcht vor der Schande treiben ihn aus der Heimat weg nach Venedig, wo er am Ausbau des Domes arbeiten hilft.

„Doch die Kunst verlangt ein rein Gewissen.“

Der begangene Frevel lässt ihn keine Ruhe finden, auf den Rath des Beichtvaters entschliesst er sich, als frommer Kreuzfahrer die Schuld zu sühnen. Doch das Schiff, das ihn nach Palästina tragen soll, wird von tunesischen Piraten überfallen und Johannes Los ist die Ruderbank einer Galeere. Nach langer Zeit gelingt ihm die Befreiung; die Galeere befindet sich im Kampfe mit einem Christenschiff; er haut mit einem Beile die angekettete Rechte ab, umschlingt mit dem Armstumpf einen bereits gefangenen Knaben, springt in die Flut und wird sammt seiner Bürde von den siegenden Christen an Bord gezogen. Hier trifft er die Mutter des befreiten Knaben und erkennt in ihr seine frühere Geliebte,

welche, vom Vater ihres toten Gemahls verstossen, im heiligen Lande bei König Konrad ihr und ihres Sohnes Recht suchen will. Vor Damaskus schützt Johannes durch seinen dritten Hieb den König vor meuchlerischen Assassinen. Derselbe will ihn dafür zum Ritter schlagen; er jedoch bittet, diese Gunst Heinrich, dem Sohne Anna's, zuzuwenden. Nachdem dies geschehen, kehrt er mit seinen Schutzbefohlenen zur Heimat zurück und wohnt fortan als Eremit in der Klausen bei dem Thurm des Drusus in Gries. Seine einstige Braut hat ihn nie wieder erkannt.

Erst nachdem die Freifrau heimgegangen,
Hab' ich einstens mich entdeckt dem Ritter.
Und er sprach: »Was Ihr am Vater fehlte,
An dem Sohne ward's gesüht, Johannes.
Euer erste Hieb entsprang dem Hasse,
Doch der zweite, der die Hand gekostet,
Und der dritte, der den Kaiser schirmte,
Die entsprangen heldenhafter Liebe.«

Nachdem wir Leo Fischer's Dichtungen nach ihrem Gehalte untersuchten, erübrigt noch ein Wort über das musikalische Element in denselben. Unser Dichter ist vollendeter Meister der Form. Ein mühsames Kämpfen um den sprachlichen Ausdruck finden wir, im Gegensatz zu so vielen jungen Poeten, bei ihm nirgends, auch nicht in den frühesten Producten. Diese Meisterschaft offenbart sich in den eigenen, wie in den übertragenen Gedichten. So haben wir treffliche Uebersetzungen aus Horaz¹⁾ und Balde, aus dem Griechischen und Spanischen. Besonders wertvoll sind die Uebersetzungen mehrerer Cidromanzen, gedruckt in dem oben citierten Programmaufsatz „der Cid und die Cidromanzen.“

Es dürfte wenige Vers- und Strophenarten geben, die unser Dichter nicht glücklich verwendet hätte. Das Metrum der Sappho, des Alkaios- und Asklepiades, das heroische und elegische Versmass, die Nibelungenstrophe und der Hildebrandston, die melodiösen Rythmen der Octave, Terzine, Dezime, Quintilla, des Sonettes und Ghasels sind neben den einfachern und weniger strengen Formen der neuern deutschen Strophen vertreten. Dabei gestattet sich der Dichter keine Willkür; seine Verse sind ungezwungen, fliessend und meistens so wohlklingend, dass man wohl berechtigt ist, Göthe's Wort anzuwenden „Nicht lesen, immer singen!“ Ausser dem „Unterwaldnerlied“ sind jedoch erst das Walliserlied,²⁾ „Weihnachtsabend,“ „Marienlied in der Weihnacht,“ und „Bethlehem II.“ in Musik gesetzt worden, letztere drei von Ignaz Kronenberg, Pfarrer in Meierskappel, Canton Luzern.

¹⁾ Q. Horatius Flaccus, der patriotische Sänger. Von P. Aug. Grüniger, O. S. B. Programm der kant. Lehranstalt in Sarnen. 1886.

²⁾ Wanderers Weisen, mit der Ueberschrift: An Herrn Arthur Brunner.

Auch der Reim, für Viele eine hemmende Schranke, ein Gegenstand beständigen Ringens, gibt Leo Fischer Gelegenheit, seine Sprachgewandtheit an den Tag zu legen. Seine Reime sind fast durchgängig rein, voll, niemals abgegriffen, oft sogar originell. Wohl finden sich stellenweise nicht ganz reine Reime, wohl schiebt der Dichter einmal eine blosser Assonanz unter; aber solche Fehler sind bei ihm immerhin seltene Gäste, und Redwitz fragt mit Recht: „Was heissen diese paar nicht ganz correcten Reime gegen die sonst durchgängig absolute Reinheit und Schönheit der Form?“

Man höre das Ghasel:

Verschiedene Wege.

Am Himmel zieht des Mondes Kahn dahin,
Auf stillen Fluten schwimmt der Schwan dahin.
Doch anders ist des Menschen Lebensweg:
Er führt auf dornenvoller Bahn dahin.
Wie manche Hoffnung tragen wir zu Grabe,
Wie sinkt so mancher stolze Wahn dahin!
Vertraue Gott, der dich nach Oben ruft!
Er leitet dich nach weisem Plan dahin.

Dass unser Poet die Reime eher aufsucht, als scheut, beweisen die vielen Gedichte mit Binnenreimen. Auch antike Strophen will er durch den „Goldreif des Reimes“ in Deutschland heimisch machen, selbst gereimte Hexameter finden sich:

Ferne zum Land der Hellenen entschwebte schon frühe mein Sehnen.

Gleitende Reime bietet „Epiphanie:“

Alle die Wunden, die heute uns peinigten,
Lindert und heilet der himmlische Hirt,
Wenn er in sicherer Hürde die Seinigen
Einstens vereinigen
Und die Verheissung beglaubigen wird.

Ein Muster ungezwungener Reimverschlingung sind die Strophen „Wanderlust.“

Die dunkle Nacht
Verdämmert schon,
Durch Wolken dringt
Ein Stern.
Im Wald erwacht
Ein süsser Ton,
Das Posthorn klingt
Von fern.

Das Posthorn klingt,
Es schmettert hell
Durch Baum und Strauch
Sein Gruss.
Die Sehnsucht schwingt
Sich nach so schnell —
O könnt' es auch
Der Fuss!

Dass unser Dichter bei seiner Herrschaft über die Sprache und seiner Vorliebe für ungewöhnliche, schwierige Strophenarten manchmal die Form allzusehr auf Kosten des Gedankens pflegt, ist erklärlich und entschuldbar, hat doch auch der grosse Rückert in dieser Beziehung stark gesündigt. Ueberdies gibt Kreiten, welcher als Beispiel einer blossen Reimerei das „Frühlingslied“ citiert, zu, dass mit zunehmendem Alter und Lebensgehalt diese Spielereien seltener werden, und ohne dass die Form zurücktritt, der Gedanke häufiger das Lebelement der Dichtung ausmacht.

Jedenfalls dürfen wir den heimgegangenen Ordensmann zu den Besten unter den neuern katholischen Dichtern deutscher Zunge rechnen. Er war eine ganz eigenartige Poetennatur, die gleich als fertiger Meister vor die Oeffentlichkeit getreten ist; denn bedeutende Wandlungen und Fortschritte zwischen „Ecclesia militans und „Wanderers Weisen“ lassen sich kaum constatieren. Die Palme dürfte der Ecclesia und „Auf der Höhe“ gebühren; während Fr. W. Weber der erstern den Vorzug gibt, entscheidet Kreiten sich für die letztere Sammlung, wo „der Stoff mehr vertieft, die Form ernster, das Ganze reifer geworden ist.“

Wohlthuend wirkt vorab in Fischer's Dichtungen die sonnige Ruhe und Klarheit, die er mit den Alten theilt. Wie Platen schaut er vornehm in das Weltgetriebe hinaus, das ihn ja nicht kümmert. In ihm braust und gährt es nicht, bei ihm gibt es keine Sturm- und Drangperiode. Seine Poesie ist die Poesie der Reflexion; die Probleme, die er lösen soll, stellt viel öfter der Kopf als das Herz.

Ein Kritiker tadelte einst die wiederholt vorkommenden fremdsprachlichen, besonders lateinischen Titel und Worte. In gewisser Beziehung hat er recht, andererseits aber würde die Volksthümlichkeit, welche jener Recensent verspricht, doch nicht erreicht. Leo Fischer war auch an der Harfe ein Gelehrter, obgleich man seine Dichtungsweise nicht schlechthin Gelehrtenpoesie nennen darf. Populär zu werden, hat er wohl nie gehofft und wird es auch niemals werden. Man weiss übrigens, wie wenig unsere besten katholischen Lyriker gelesen werden. Akatholische Literaturgeschichten ignorieren sie — weder Ad. Stern, der Fortsetzer von Vilmar's Lit. Gesch., noch König weiss etwas von Leo Fischer —; bei den Katholiken selbst finden sie nur spärliche Leser. Ihre Werke gehören eben zur „Untergrundliteratur,“ die zu gehaltvoll ist, um an der Oberfläche des Zeitgeiststromes verbleiben zu können, die darum untersinkt wie das Gold im Wasser, während oben die leichte Ware lustig weiter schwimmt. Doch wenn einmal die Flut klar geworden, wird man das Gold in der

Tiefe erkennen und heraufholen, um sich zu erfreuen an seinem Glanze. Möge diese Zeit recht bald kommen! Dann wird man auch von unserm Dichter sagen können:

Wenn alle Blumen entblättert sind
Dann werden Deine dauern.

Dem Orden des hl. Benedictus aber wünschen wir Glück dazu, dass in seinem Garten eine so herrliche Blume geblüht hat, wie der war, dem jetzt die Felszacken und Schneefirnen der Schweizerberge Grabwacht halten.

Psalterium Davidicum versibus distichis expressum.

Nach einer Handschrift der Stiftsbibliothek zu Heiligenkreuz herausgegeben
von P. Teseelin Halusa, O. Cist.

Motto: . . . dignus Deus est, cui pangere laudes
Legibus hic doceo sacris.
Card. Bona, div. psalm. metr. III.

Unter den Vätern, Lehrern, Schriftstellern und Theologen der Kirche haben die Psalmen Davids jederzeit ihre grössten Lobredner gefunden; sie waren wie der hl. Hieronymus (ep. 46. n. 11) berichtet, dereinst so populär, dass selbst der Ackersmann mit ihnen Gottes Lob sang, wenn er hinter dem Pfluge einherschritt. Was Wunder dann auch, dass sie als officiell Gebet der Kirche eine solche Zahl von Uebersetzern, Bearbeitern, Erklärern, Glossatoren und Paraphrasten aufweisen, wie sonst keines der alttestamentlichen Bücher. Nur eine Bearbeitung in lateinischen Versen scheint noch gefehlt zu haben, aber auch diese ist jetzt gefunden.¹⁾ Den Beleg hiefür bietet eine Handschrift, welche Schreiber in der Bibliothek zu Heiligenkreuz entdeckt hat. Das MS. ist kl. Folio und enthält auf 84 nicht paginierten Blättern das Buch der Psalmen in elegischen Distichen; angefügt sind: „Canticum Ezechiae Regis“, „Septem ultima verba morientis Salvatoris in cruce“, der Hymnus „Ave maris stella“ und „Ex Joannis 20. Cap. ab 11mo versu“ im selben Versmasse. Zwischen Umschlag und erster Textseite wurden sechs Blätter herausgeschnitten. Die Schrift ist stellenweise gut leserlich, besitzt keine Compendien und dürfte rund zweihundert Jahre geschrieben sein. Das sonst leere erste Blatt trägt die Aufschrift: Nr. 483. So interessant es nun wäre, über den Verfasser ein orientierendes Wort anzufügen, kann diesem Wunsche in keiner Weise entsprochen werden, da weder ein inneres Criterium von ihm Zeugnis gibt, noch auch die locale Tradition über ihn den geringsten Anhaltspunkt bietet. Eines nur können wir anfügen,

¹⁾ Der Güte Dr. W. A. Neumanns verdankt der Herausgeber die Notiz, dass auch in Lyon eine derartige metrische Bearbeitung sich findet.